

DAMARIS KOFMEHL

ABRAHAM

EIN BIBEL-THRILLER

SCM
Hänsler

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© 2023 SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-haenssler.de · E-Mail: info@scm-haenssler.de

Die Bibelverse sind folgender Ausgabe entnommen:
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006 SCM R.Brockhaus in
der SCM Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen.

Lektorat: Christina Bachmann
Umschlaggestaltung: Stephan Schulze, Stuttgart
Titelbild: Komposition: Unsplash - k-mitch-hodge und intricate-explorer
Autorenfoto: © Nakischa Scheibe
Satz: Satz & Medien Wieser, Aachen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt in Deutschland
ISBN 978-3-7751-6138-1
Bestell-Nr. 396.138
Bestell-Nr. 953.096.138

Inhalt

Vorwort	9
Personen und Namensbedeutungen	10
Die Suche	13
Blutmond	14
Gespräch in der Nacht	20
Der Streit	28
Terach	45
Das verheißene Land	61
Der Aufbruch	62
Das Land, das ich dir zeigen werde	74
Die Orakelleiche	81
Ankunft in Sichem	88
Ägypten	105
Eine schwere Entscheidung	106
Die Schönheit Sarais	117
Im Palast des Pharao	126
Der Gott Abrams greift ein	138
Der Krieg der neun Könige	147
Lot und Amunet	148
Die Trennung	157
Die Schlacht	165
Harus letzte Mission	178
Rettung in der Nacht	184
Im Königstal	192

Hagar und Ismael	201
Die Vision	202
Sarais Bitte	214
Hagars Flucht	220
Der Gott, der mich sieht	227
Ismael	234
Sodom und Gomorra	243
Sarais Gebet	244
Abrahams Lachen	248
Die drei Wanderer	263
Ringens um Sodom	272
Unerwarteter Besuch	281
Die Meute	290
Das Gericht	297
Isaak	309
Ismaels Schicksal	310
Isaaks Lachen	321
Die schwerste Prüfung	328
Das Opfer auf dem Berg	336
Nachwort	342
Jesus und Abraham	345
Die Totenauferweckung	346
Jesus und Melchisedek	346
Abrahams Kinder – Kinder der Verheißung	347
Anmerkungen	349

1. MOSE 11,27-12,3

DIE SUCHE

Blutmond

*Im Stadtzentrum von Ur, Südmesopotamien,
im 20. Jahrhundert v. Chr.*

»Der Gefangene ist entkommen!«, hallte eine Stimme durch die Nacht.

Abram meinte, ihm müsste das Herz stillstehen. Es hatte begonnen. Das tödliche Ritual hatte begonnen und nichts und niemand konnte es jetzt noch aufhalten. Der Blick des zwölfjährigen Jungen schweifte hoch zum Blutmond, der schaurig und blutrot am Himmel stand. Es hieß, er wäre getränkt vom Blut der zahlreichen Opfer, die der Mondgott Nanna darbrachte, um das Land vor dem drohenden Unheil zu retten und den Zorn der sieben dämonischen Unterweltgötter zu besänftigen.

Warum die Götter bei jeder Mondfinsternis zornig waren, wusste niemand so genau. Nur eines wussten alle: Gelang es dem Mondgott nicht, ihren Zorn wieder abzuwenden, würde das Land in Chaos und Finsternis versinken und die Menschen würden in tiefste Verzweiflung und Not gestürzt. Mondfinsternisse waren gefährliche Vorboten für Hungersnöte und Seuchen, bis hin zu Krieg. Das Gleichgewicht der himmlischen Ordnung geriet durcheinander und die dämonische Unterwelt drohte die Macht zu übernehmen.

Dabei stand nicht nur das Wohlergehen des Volkes auf dem Spiel, sondern auch das Leben des Königs als Vertreter des ganzen Landes. Blieb er während einer Mondfinsternis auf dem Thron, war sein Tod unausweichlich. So hatten die Sterndeuter und Mondpriester es anhand der Konstellation der Sterne und Planeten auch dieses Mal vorausgesagt und dem König dringendst empfohlen, noch vor der Mondfinsternis abzudanken und einen Ersatzkönig einzusetzen, der für die Zeit des Blutmondes sein Amt übernehme und anschließend an seiner Stelle getötet würde. So würde der Zorn der dämonischen Götter sich am Ersatzkönig entladen, das Leben des echten Königs bliebe ver-

schont und mit etwas Glück würde auch das drohende Unheil vom ganzen Volk abgewendet. Aber es musste geschehen, solange der Blutmond über dem Tempel Nannas stand, oder es wäre zu spät.

Das Ersatzkönigritual war ein grausiges Schauspiel, das in aller Öffentlichkeit stattfand. Von nah und fern waren die Menschen gekommen, um ihm beizuwohnen. Die gesamte Bevölkerung von Ur würde in dieser verhängnisvollen Nacht Zeuge der rituellen Tötung des unglücklichen Ersatzkönigs sein. Abram war dies alles zutiefst zuwider. Natürlich war ihm die Gefahr bewusst, die von einer Mondfinsternis ausging. Doch warum musste deswegen ein Unschuldiger sterben? Und was hatten sie alle denn so Schreckliches getan, um den Zorn der Unterweltgötter heraufzubeschwören?

»Der Gefangene ist entkommen!«, schallte die Stimme erneut über die Terrasse, über die langen Treppen und massiven Mauern des mächtigen Stufenturms und Tempels des Mondgottes Nanna hinweg.

Der zwölfjährige Abram stand zusammen mit seinem Vater und seinen beiden Brüdern ganz oben an der Treppe des Tempelturms. Mit ihnen zusammen hatten sich Tausende beim Tempel eingefunden. Dicht gedrängt standen sie unterhalb des Turms und oben auf der Terrasse und warteten auf den Gefangenen, der nicht wirklich entkommen war, sondern sich als Teil des Rituals von seinen Fesseln befreit hatte und nun gezwungen wurde, den Platz des Königs einzunehmen, um an seiner Stelle zu sterben.

Der Austausch des Königs hatte bereits am Abend stattgefunden. Man hatte irgendeinen Gefangenen ausgewählt und ihn zum Ersatzkönig gemacht. Und heute Nacht während des Blutmondes spielte man die Thronbesteigung erneut nach. Der Ersatzkönig würde den Thron besteigen, die bösen Vorzeichen auf sich nehmen und anschließend ermordet werden. Der echte König würde überleben und die Gefahr für das ganze Land wäre gebannt. Zumindest hofften das alle. Ganz sicher konnte man sich nie sein bei der Unberechenbarkeit der Götter.

Abram wurde speiübel, wenn er daran dachte, was er bald zu Gesicht bekäme. Es war das erste Mal für ihn, doch von den Erzählungen der anderen wusste er, was geschehen würde. Er wollte das nicht sehen. Es war so ungerecht und grausam! Warum waren die Opfer Nannas nicht genug? War er nicht der große Mondgott, der Herr von Ur? Hatte er nicht sogar die Macht, über Tote zu richten? Warum konnte er die sieben Götter der Unterwelt nicht ohne solch einen Mord besänftigen? Wo doch einer von ihnen, der Unterweltgott Nergal, sogar sein eigener Bruder war?

»Da kommt er! Schaut!«, rief jemand.

Der Blick des Jungen wanderte hinab zu den Menschenmassen unterhalb des Stufenturms. Die Menge teilte sich. Und da sah er ihn. Wie benommen stolperte der in Lumpen gehüllte Gefangene zwischen den Menschen hindurch und schleppte sich die lange von Fackeln beleuchtete Treppe hinauf. Jeder Schritt, den er tat, jede Stufe, die er erklomm, schien ihn unsägliche Kraft zu kosten. Er wusste, was ihn erwartete. Jeder wusste es. Er erklomm den Berg seiner eigenen Hinrichtung. Sein Leben für das des Königs. Sein Tod für die Rettung des Königs und des gesamten Volkes.

Zwei Krieger und zwei Priester begleiteten den Mann. Eine Schwere hing in der Luft, eine Finsternis, die man mit Händen greifen konnte, während der Blutmond sein gespenstisches Licht auf den Tempelturm warf. Es kam Abram vor, als würde das gesamte Universum den Atem anhalten.

Jetzt hatte der Gefangene die oberste Stufe erreicht. Er stolperte und fiel der Länge nach hin, gleich neben Abram. Die Menschen wichen zurück. Nur Abram blieb wie erstarrt stehen und schaute voller Mitleid und Entsetzen auf den Mann hinab, der zitternd neben ihm auf dem Boden kniete. Sein Anblick ging ihm durch Mark und Bein. Er sah die Verzweiflung in seinen Augen, die reine Todesangst.

»Auf! Weiter!«, schimpfte einer der Krieger und zog den Gefangenen wieder auf die Beine.

Eine Schneise bildete sich in der Mitte der Menschen und der Ersatzkönig trat seinen letzten Gang über die Terrasse an. Er ging

auf den Thron zu, der vor dem Eingang des Tempels des Mondgottes aufgebaut worden war.

»Komm, Abram, lass uns einen besseren Platz ergattern«, sagte Abrams Bruder Haran und zog den Jungen am Ärmel hinter sich her. Abram wollte eigentlich gar nicht weiter nach vorne, doch von einer zwiespältigen Neugier gepackt, folgte er seinem älteren Bruder. Sie nutzten die natürliche Schneise, die sich in der Menge gebildet hatte, und gelangten unmittelbar hinter dem Gefangenen in die vorderste Reihe der Zuschauer. Hier blieben sie stehen und hatten freie Sicht auf den Thron und den Tempel, den König und all seine Ratgeber, Astronomen, Zauberer und Tempelpriester. Vor den mächtigen Tempelsäulen brannten zwei riesige Feuer in Feuerschalen. Die Bühne für das Ersatzkönigritual war vorbereitet.

Der Gefangene taumelte zum Thron, auf dem der Königsmantel und die königliche Krone lagen. Der König selbst hatte sie dort wie beiläufig abgelegt. Nun schlüpfte der Gefangene zitternd in den königlichen Mantel, setzte sich die Krone auf und nahm auf dem Thron Platz. Wie die Zeremonie es verlangte, drehte sich der König daraufhin erschrocken um, ging auf den Mann zu und fragte ihn laut: »Wer seid Ihr, um auf meinem Thron zu sitzen und meinen Mantel und meine Krone zu tragen? Warum habt Ihr das getan?«

Der Gefangene antwortete nicht. Eigentlich hätte er sagen sollen, dass er nicht wisse, warum er das getan habe, und keinen triftigen Grund dafür nennen könne. Doch er war außerstande zu sprechen und klammerte sich mit den Händen krampfhaft an der Thronlehne fest, das Gesicht aschfahl vor Furcht.

»Ihr nehmt meinen Platz ein und könnt keinen Grund dafür nennen?«, rief der König theatralisch und wandte sich den Omendeutern zu. »Was ratet ihr mir, Deuter der Omen? Wie soll ich mit diesem Mann verfahren?«

Ein Mann in einem wallenden dunkelblauen Gewand, mit goldenem Kopfschmuck und einem langen Bart trat vor und verkündete das Urteil: »Dieser Mann hat sich der königlichen Insignien bemächtigt und ist damit an Eurer Stelle König geworden, o

Herr. Somit muss er an Eurer Stelle den Tod erleiden, der durch die Omen vorausgesagt wurde, um das himmlische Gleichgewicht wiederherzustellen und den Zorn der Götter von Euch und uns allen abzuwenden!« Er wandte sich dem Ersatzkönig zu. »Seid Ihr bereit, die Vorzeichen auf Euch selbst zu nehmen und zu sterben?«

Die Lippen des Ersatzkönigs zuckten. Er brachte keinen Ton heraus.

»So sei es!«, rief der Omendeuter.

Er zog einen langen Dolch unter seinem Gewand hervor und schritt auf den Thron zu. Abram biss sich auf die Lippen und knetete nervös seine Finger. Sein Herz raste. Jetzt war es so weit. Zwei Krieger traten auf je eine Seite des Thrones und hielten den Ersatzkönig an den Armen fest, während der Omendeuter den Dolch zum klaren Nachthimmel emporhob und Gebete vor sich hin murmelte. Abram hielt es kaum noch aus. Wie gebannt starrte er auf den Dolch und vom Dolch auf den Gefangenen in dem Königsmantel, der nun heftig atmete und strampelte und vergeblich versuchte, sich aus den Griffen der Krieger zu winden, die ihn auf dem Thron festhielten.

Abram wollte die Augen schließen, um die Ermordung des Ersatzkönigs nicht mitanzusehen. Aber er konnte seinen Blick nicht von der makabren Szene abwenden. Sie zog ihn wie magisch in ihren Bann. Dann ging alles ganz schnell. Der Omendeuter beugte sich über den König und mit einer ruckartigen Bewegung rammte er ihm den Dolch mitten ins Herz. Kein Schrei drang aus der Kehle des Unglücklichen. Der Gefangene zuckte noch einmal, dann sackte er auf dem Thron zusammen. Die Krone fiel ihm vom Kopf und rollte über den steinernen Boden.

Nun war es totenstill. Keiner rührte sich. Niemand schien zu atmen. Die Stimmung war zum Zerreißen gespannt. Mit geweiteten Augen blickte Abram auf den toten Ersatzkönig, der zusammengesunken auf dem Thron saß. Er hatte das Gefühl, als würde der Dolch in seinem eigenen Herzen stecken. Der Omendeuter drehte sich um. Er riss den blutigen Dolch aus dem Kör-

per des Mannes, breitete die Arme aus und reckte sein Kinn empor.

»Es ist vollbracht!«, rief er laut in die Nacht hinaus.

Einen Moment noch war es still. Dann brach die Menge in tosenden Jubel aus. Sie klatschten und hoben ihre Hände zum Himmel empor, sie dankten dem Mondgott, der in seiner Güte so viele Opfer dargebracht hatte, um die Menschen vor dem Zorn der Unterweltgötter zu beschützen, und der in seiner Barmherzigkeit den König gewarnt hatte, damit er rechtzeitig einen Ersatzkönig einsetzen konnte und nicht selbst sterben musste. Einige Menschen weinten vor Dankbarkeit. Viele lagen sich in den Armen.

Doch Abram hätte nur noch schreien können. Alles in ihm zog sich zusammen. Was war das für ein grausames Spiel, das die Götter mit den Menschen trieben, wo die Menschen ihnen doch täglich die nötigen Opfer brachten, den nötigen Respekt zollten und alle Regeln befolgten, die sie ihnen auferlegten? Ständig musste man vor ihnen kriechen und konnte nie wissen, was sie wirklich im Sinn hatten. Sie waren launisch, unberechenbar und zerstritten, doch die Menschen mussten ihren Zorn ertragen, an dem sie keinerlei Schuld trugen! Sie mussten sogar ihren König opfern, um sie zu besänftigen! Das war alles so falsch! So furchtbar falsch und makaber und verdreht! Merkte das denn keiner? Wo waren die Götter, wenn man sie wirklich brauchte? Wo waren sie, wenn man zu ihnen schrie? Wo waren sie? Gab es denn nicht einen, nicht einen einzigen Gott, dem das Schicksal der Menschen nicht egal war?

Wo seid ihr?!, schrie Abram in seinem Herzen, während er vom toten Ersatzkönig zum blutenden Mond hochsah. Tränen der Wut, Verstörung und Hilflosigkeit rollten dem Zwölfjährigen über die Wangen.

Wo seid ihr?!

Gespräch in der Nacht

Siebzehn Jahre später, außerhalb von Ur

Finster war die Nacht. Finster waren Abrams Gedanken, die wie Peitschenhiebe sein Herz aufrissen. Unruhig wälzte der Neun- undzwanzigjährige sich auf seinen Fellen hin und her und fand keinen Schlaf. Nichts machte Sinn. Einfach gar nichts. Es war alles so furchtbar leer und hoffnungslos. Ein einziger brodelnder Wirrwarr!

»Rede mit mir!«, flüsterte Abram. »Rede mit mir!«

»Abram?«

Eine zarte Hand berührte den jungen, kräftigen Mann an seiner Schulter. Abram zuckte zusammen und drehte sich seiner zierlichen Frau zu. Er konnte sie nicht sehen in der Dunkelheit. Doch allein ihre sanfte Berührung und die Art und Weise, wie sie seinen Namen aussprach, hatten etwas Beruhigendes an sich.

»Sarai?«

»Liebster, was ist los?«

»Es tut mir leid, Liebste, ich wollte dich nicht wecken.«

»Was hast du denn?«

»Nichts. Es ist nur ...«

»Was?«

Abram tastete in der Dunkelheit nach Sarais Hand und hielt sie fest, als wäre es das Einzige, das ihm noch Halt gab.

»Meine Gedanken zerreißen mich fast.«

»Was für Gedanken?«

»Dunkle Gedanken. Verbotene Gedanken, die ich nicht haben dürfte. Und dennoch quälen sie mich. Ich halte es kaum noch aus. Aber ich will dich nicht damit belasten, Sarai. Ich will nicht, dass du denkst, dein Mann hätte den Verstand verloren.«

»Abram. Wie könnte ich jemals so etwas von dir denken? Wir kennen uns seit unserer Kindheit. Ich bin deine Frau. Es gibt nichts, was du mir nicht erzählen könntest.«

»Du würdest es nicht verstehen.«

»Was nicht verstehen?«

»Ich kann nicht«, stöhnte Abram. »Ich ... ich kann das einfach nicht mehr!«

»Was kannst du nicht? Wovon redest du?«

»Ich muss raus.«

»Abram!«

Abram warf mit einem Ruck die Felle des Bettlagers zurück und sprang auf. Barfuß stolperte er über die Teppiche ihres geräumigen Nomadenzeltes, hob den Zipfel der Eingangsdecke aus Ziegenfell leicht an und schlüpfte ins Freie. Ein kühler Wind wehte ihm ins Gesicht. Doch Abram war nicht kalt. Ihm war glühend heiß und sein Herz hämmerte wie verrückt gegen seine Brust. Er hob seinen Blick zum Himmel, zu der Mondsichel und den Sternen, die sich wie eine Kuppel, wie ein gewölbter Teppich aus Milliarden von Lichtern von einem Horizont zum anderen erstreckten. Sie hatten etwas Magisches an sich, etwas Majestätisches, Unergründliches und gleichzeitig Beschützendes und Tröstliches. Abram fühlte sich immer winzig klein, wenn er in den Sternenhimmel blickte, aber nicht verloren oder unwichtig, ganz im Gegenteil. Er fühlte sich eher so, als wäre er Teil von etwas Großem, Gewaltigem, das er allerdings nicht zu ergründen vermochte. Doch er spürte es tief in seinem Inneren. Da war etwas, das größer war als der Mondgott Nanna, mächtiger als der Windgott Enlil oder der Feuergott Nusku, ja, als alle Götter zusammen. Er hatte keinen Namen dafür, auch keine Vorstellung.

Er wusste nur das eine: *Da ist mehr!*

Dieser Blick in den Himmel erfüllte ihn jedes Mal mit Ehrfurcht und Neugier zugleich. Aber nicht heute Nacht. Alles, was er heute Nacht empfand, war eine tief sitzende Verwirrtheit. Und eine lähmende Angst. Angst davor, was wäre, wenn er seinen gefährlichen Zweifeln noch mehr Raum gewährte. Angst davor, dass alles, seine ganze Welt, sein ganzes Leben, vielleicht sogar seine gesamte Familie auseinanderbrechen würde, wenn er sich noch eine einzige weitere dieser Fragen erlaubte, die sich seit Jahren wie eine bedrohliche Dunkelheit auf ihn herabsenk-

ten und ihm manchmal schier die Luft abschnürten. Und heute Nacht schienen all diese Gefühle ihren Höhepunkt zu erreichen.

Wahrscheinlich lag es daran, dass er am Nachmittag mit seinem Vater und seinen Brüdern auf dem Tempelturm gewesen war, dem Götterberg, wie sie den Stufenturm in Ur auch nannten. Dort in der Tempelhalle vor der gewaltigen steinernen Statue des Mondgottes hatten sie gekniet und ihn um Vermehrung ihrer Schaf- und Ziegenherden gebeten, um Wohlstand und Gesundheit für ihre Familie und zuletzt um Fruchtbarkeit für ihre Frauen.

»Ganz besonders flehen wir für den Schoß Sarais, o großer Nanna«, hatte Terach gesagt und Nahor hatte Abram auf dem Heimweg eine kleine tönernen Figur der Fruchtbarkeitsgöttin Inanna zugesteckt und ihm zugeflüstert, Sarai solle sie in der Nacht beim Liebesspiel in der Hand halten. Das würde bestimmt helfen. Abram hatte ihm die Statue mit einem verärgerten Blick zurückgegeben und den ganzen Nachmittag kein einziges Wort mehr gesagt und dumpf vor sich hin gebrütet. Er hatte das alles so was von satt! Er konnte es nicht mehr hören! All diese Götter, all diese Beschwörungsformeln, Zaubersprüche, Heiltränke und Opfergaben, das war alles so sinnlos und krank. War er eigentlich der Einzige, der das so sah?

»Abram?«

Abram war so in Gedanken versunken gewesen, dass er gar nicht bemerkt hatte, dass seine Frau neben ihm vor das Zelt getreten war.

»Willst du mir nicht sagen, was dir den Schlaf raubt?«, fragte sie, legte ihre Hand auf seinen nackten Oberkörper und sah liebevoll zu ihm hoch. Sie war sehr zierlich und klein und da Abram von überaus großer und kräftiger Statur war, reichte sie ihm nur knapp bis zur Achselhöhle. Selbst im schwachen Mondlicht und mit ungekämmtem Haar und verschlafenen Blick fiel ihm ihre Schönheit auf, die wie die einer Prinzessin war.

Abram liebte Sarai über alles. Das hatte er von dem Tag an getan, als sie sich vor seinen Augen von einem Kind in eine wun-

derschöne junge Frau verwandelt hatte. Sarai war seine Halbschwester und zehn Jahre jünger als Abram. Ihre Mutter war eine Nebenfrau Terachs gewesen und bei Sarais Geburt gestorben. Als Sarai fünfzehn Jahre alt geworden war, hatte Abram sie zur Frau genommen. Eine enge Blutsverwandte zu heiraten, war nichts Ungewöhnliches und Abram hätte ohnehin keine andere außer ihr haben wollen. Sie war das mit Abstand schönste Mädchen, dem er je begegnet war. Sie war sanftmütig, klug und fleißig und schon mit dreizehn Jahren in ihn verliebt gewesen, wie sie ihm kürzlich gestanden hatte. Damit war sie bei Weitem nicht die Einzige. Viele Mädchen aus Ur warfen dem hochgewachsenen, gut aussehenden jungen Mann noch heute verstohlene Blicke zu, wenn er an ihnen vorbeiging. Manche versuchten sogar, ihn zu verführen, was ihnen aber nie gelang. Abram hatte nur Augen für seine Sarai.

Umso schmerzhafter war es für ihn, dass sie auch nach vier Jahren Ehe noch immer nicht schwanger geworden war, was in ihrer Kultur eine große Schande war und als Strafe der Götter angesehen wurde. Die entsprechenden Anspielungen und Bemerkungen seines Vaters und seiner Brüder gaben ihm jedes Mal einen Stich ins Herz.

»Ist es wegen mir?«, fragte die neunzehnjährige Sarai und holte Abram aus seiner Gedankenwelt.

»Wegen dir?«

»Quälst du dich meinetwegen herum? Weil ich unfruchtbar bin?«

»Nein, Liebling, nein. Wie kannst du so etwas denken?«

»Ich habe das mit der Statue Inannas gehört, die Nahor dir geben wollte. Milka hat es mir gesagt.« Sie ließ traurig ihre Hand von seiner Brust sinken. »Vielleicht sollten wir es probieren, Abram.«

»Was? Nein!«, rief Abram energisch aus. »Nein! Das tun wir nicht! Du glaubst diesen Schwachsinn doch nicht etwa auch? Man wird nicht schwanger, wenn man einen vollbusigen Tonklumpen in den Händen hält. Das ist purer Schwachsinn! Du willst wissen, was mir den Schlaf raubt? Genau das ist es! All

diese Götter! Die Rituale! Die bösen Omen! Dieser ganze Wahnsinn!«

Sarai sah ihren Ehemann irritiert an. »Ich verstehe nicht.«

Abram kam nun regelrecht in Fahrt. Er konnte sich nicht mehr zurückhalten und es brach alles aus ihm heraus.

»Ich habe mich bemüht, Sarai. Jahrelang. Das habe ich wirklich. Ich habe versucht, die Götter zu erreichen. Nanna als Erstes. Schließlich ist er unser Hausgott. Aber da er offenbar taub ist, habe ich es mit allen anderen versucht. Ich habe sie alle angerufen: An, Enki, Utu, Ninlil, Enlil, Inanna, Nusku, jeden von ihnen. Selbst die sieben dämonischen Unterweltgötter! Aber ich erreiche sie nicht! Keinen von ihnen! Kannst du mir sagen, wieso? Wieso reden sie nicht mit mir? Sind sie zu beschäftigt? Wollen sie mich bestrafen? Oder können sie mich vielleicht gar nicht hören, weil es sie gar nicht gibt?!«

Sarai sah ihn erschrocken an. »Liebster, was sagst du da?«

»Entschuldige, Sarai.« Er schüttelte aufgebracht den Kopf. »Entschuldige, ich weiß, was für blasphemische Gedanken das sind. Aber ich kann an nichts anderes mehr denken. Ich weiß mir einfach nicht mehr zu helfen. Meine Gedanken treiben mich noch in den Wahnsinn.«

Abram ging ein Stück vom Zelt weg, fuhr sich mit den Händen durch sein gelocktes schwarzes Haar, schüttelte erneut energisch den Kopf, als könne er die Gedanken damit abschütteln. Dann stieß er die Luft aus den Wangen, ging ein Stück weiter und kehrte schließlich wieder zurück. Er war immer noch aufgewühlt, bemühte sich aber, seine Gefühle wieder einigermaßen unter Kontrolle zu bringen. Er mutete seiner jungen Frau ganz schön viel zu, dessen war er sich bewusst. Aber er konnte es nicht länger für sich behalten. Nicht einen Tag länger.

»Es tut mir leid. Ich wollte dich nicht damit belasten und nun habe ich es doch getan.« Er wedelte mit den Händen durch die Luft. »Vergiss einfach, was ich gesagt habe. Vergiss es einfach. Mach dir keine Gedanken darüber. Es genügt, wenn ich mich damit herumquäle.«

»Ich glaube, du quälst dich schon viel zu lange allein damit

herum«, sagte Sarai und fasste seine Hand. Die anfängliche Verunsicherung in ihrem Gesicht wich einem Ausdruck von Mitgefühl und Verständnis. »Ich sage nicht, dass ich verstehe, was du sagst, aber ... ich bin hier, Abram. Was auch immer dich beschäftigt, es macht mir nichts aus, es mit dir auszuhalten. Und mögen deine Gedanken noch so verrückt sein.«

»Wirklich?«

»Wirklich, Abram.«

»Danke, Sarai. Das bedeutet mir sehr viel.«

Abram zog Sarais Hand an seine Brust und umklammerte sie, während seine aufgepeitschte Seele allmählich ein wenig ruhiger wurde. Er hatte wirklich nicht vorgehabt, darüber zu reden. Doch jetzt, wo es ausgesprochen war, wo er endlich jemandem seine innere Verzweiflung gestanden hatte, schonungslos und mit allen damit verbundenen Risiken, fühlte er sich irgendwie erleichtert. Sarai hatte recht: Er hatte das schon viel zu lange allein mit sich herumgeschleppt. Eigentlich seit siebzehn Jahren. Seit jenem Tag, als er mit zwölf Jahren das erste Mal gesehen hatte, wie ein Ersatzkönig ermordet worden war. Da hatten ihn zum allerersten Mal Zweifel beschlichen und ein Gefühl der Ohnmacht gegenüber all diesen launischen Göttern, die die Geschicke der Menschen lenkten und vor denen man stets auf der Hut sein musste, weil man nie genau wusste, was sie als Nächstes vorhatten.

»Weißt du, Sarai, ich habe so viele Zweifel«, gestand Abram seiner Frau nach einer langen Pause. »So viele Fragen, die mir niemand beantworten kann. Hast du nie das Gefühl, dass unsere Gebete ins Leere gehen? Dass die Götter uns überhaupt nicht zuhören? Dass es ihnen im Grunde egal ist, wie es uns geht?«

»Ich weiß nicht, Abram ...«

»Wir bauen ihnen Tempel. Wir verehren sie. Wir besingen sie. Wir stellen Figuren aus Metall, Holz und Ton her, um uns dann vor ihnen niederzuwerfen. Unser ganzes Leben richten wir nach ihnen aus. Und wozu? Sie lassen uns ja doch hängen, wenn wir sie brauchen, und eilen uns nicht zu Hilfe, wenn wir sie anrufen. Genauso gut könnten wir Steine aus dem Flussbett holen und diese anbeten. Es ist alles so sinnlos. So unfassbar sinnlos!«

Sarai schwieg. Was hätte sie auch sagen sollen. Abram atmete tief durch. Das Gefühl, dieses dunkle Geheimnis endlich mit jemandem teilen zu können, war unglaublich befreiend. Je mehr er darüber redete, desto mehr schien sich das erdrückende Gewicht, das seit Jahren auf seiner Brust lastete, von ihm zu heben.

»Weiß Vater davon?«, fragte Sarai schließlich.

»Niemand weiß davon. Du bist die Erste, der ich es erzähle.«

»Aber wirst du es ihm sagen?«

»Um Himmels willen, nein!«, rief Abram entsetzt. »Vater ist den Göttern treu ergeben. Ich werde es niemandem erzählen, nicht meinen Brüdern und ganz gewiss nicht Vater. Es würde ihn ins Grab bringen, dass sein Sohn die Götter anzweifelt. Dann wäre ich auch noch schuld an seinem Tod. Nein, ich werde schweigen bis zu meinem Lebensende. Ich fühle mich schon schlecht genug, dass ich überhaupt solche Gedanken habe. Aber sie drehen und drehen sich in meinem Kopf und ich werde sie nicht mehr los. Ich stelle Fragen und habe Angst, die Antworten darauf zu hören.«

»Was für Fragen?«

»Unzählige. Und hinter jeder Frage verbergen sich weitere Fragen, die noch gewagter, noch gefährlicher sind. Was, wenn ich recht habe? Was, wenn die Götter, die wir anbeten, gar keine sind? Was, wenn sie gar nicht existieren? Was würde das bedeuten? Dass wir komplett auf uns allein gestellt sind? Dass niemand da ist, der auf uns achtgibt? Dass unser irdisches Leben im Grunde völlig bedeutungslos ist? Hohl und leer wie die Götterstatuen, die wir anbeten?« Ein wehmütiges Seufzen ging durch seine Brust. »Ach, Sarai. Ich habe das Gefühl, im Treibsand festzustecken, und jeder meiner Gedanken zieht mich weiter in die Tiefe. Ich suche nach etwas und weiß nicht einmal, wonach! Was, wenn meine Suche ins Leere geht?«

»Was, wenn nicht?«, fragte Sarai zurück.

Ihre Frage blieb unbeantwortet, aber mit einem zarten Hauch von Hoffnung in der kühlen Nachtluft hängen. Abram hatte alles gesagt, was ihm auf der Seele lag. Dass ihm seine Frau so geduldig zugehört und seine Gedanken nicht als lächerlich oder verboten

bezeichnet hatte, tat ihm unglaublich gut. Vielleicht, vielleicht würde er ja tatsächlich finden, wonach er suchte – was auch immer es sein mochte! Vielleicht würde am Ende seiner Reise nicht das Nichts auf ihn warten, sondern alles, wonach sein Herz sich sehnte. Vielleicht war sein Ringen nicht umsonst. Vielleicht ergab irgendwann alles einen tieferen Sinn.

Sie schwiegen beide eine lange Weile. Abram schlang von hinten seine Arme um Sarai und spürte ihren warmen Körper an seiner nackten Brust. Sein Blick wanderte hoch zum Sternenhimmel, der sich funkelnd über ihnen ausspannte. Je länger Abram zu den Sternen hochschaute, desto mehr wich seine innere Panik und Friede und Ruhe kehrten in seinen Körper und seinen Geist zurück. Und da hörte er sie wieder, diese leise, geheimnisvolle Stimme in seinem Innern, die ihm zuflüsterte, was er mit all seinen Sinnen zu erahnen glaubte, auch wenn er es nicht greifen konnte.

Da ist mehr!

Aber was?, fragte sich Abram. Was bloß?!